

ZUG NACH CHOUM

von Brigitte Uttar Kornetzky

Nouadhibou, die Hauptstadt im Norden Mauretanien, verstaubt und geschäftig, liegt am Ende einer langgezogenen Halbinsel, die sich wie ein mahnender Finger zwischen den gestrandeten Schiffwracks der Russen ausstreckt.

Wir haben beschlossen, den Zug von Nouadhibou nach dem schnurgerade fünfhundert Kilometer östlich gelegenen Choum zu nehmen, und sind mit dem Nötigsten gerüstet: zwei Wolldecken, warme Kleidung, Brot, ein Paar Früchte und 51 Trinkwasser.

Die Dimensionen sind aus dem Rahmen gefallen.

Zweieinhalb Kilometer, von Horizont zu Horizont, erstreckt sich der Frachzug mit eingeschränkter Personenbeförderung. Die Leute behaupten, es sei der längste Zug der Welt, mit Sicherheit aber der langsamste. Ganz vorne die türkisblaue Lok mit zwei Waggons, am Ende zwei weitere Waggons für die Reisenden, wie uns später erst klar wurde, mit unterschiedlicher Preiskategorie. Dazwischen befinden sich mit Eisenschlacke beladene Waggons, die hunderte von Kilometern durch die Sahara holpern.

Nichts ahnend steigen wir mit einstündiger Verspätung in einen der beiden Grossraumwaggons. Die Fenster sind teilweise nicht mehr vorhanden, das Glas wurde vielleicht anderweitig gebraucht, der Saharawind schneidet scharf die Kanten. Die Menschen verabschieden sich. Eine letzte Umarmung, etwas Geld, das schnell noch zugesteckt wird, noch eine durchs Fenster gereichte junge Ziege im Sack, wie die bis zu jetzt gehaltene Hand. Ein Frau zieht einen Schuh vom Fuss, den sie zuerst hinter ihrem Rücken versteckt hält, um ihn bei Abfahrt des Zuges gegen das Abteil zu schleudern; eine Geste, die mich ob ihres Rätselcharakters noch lange beschäftigt; quietschend setzt sich der lange Wurm in Bewegung, lässt all die Verbindungen hinter sich. Im gut mit dreissig Personen und endlos vielen Gepäcksäcken übersäten Abteil finden wir Platz gegen Fahrtrichtung, die etwas Windschutz bietet. Da die beiden Personenwaggons am Ende des Zuges angehängt sind, bläst der Wind kräftig von den oberen Wipfeln mit Schlacke vermischten Sand in die Waggons. Die Mauretanis sitzen und liegen auf ihren Säcken mit ihren Kindern und Babys dazwischen, es herrscht eine erstaunliche Friedlichkeit und harsche Disziplin in diesen rauen Gesichtern, die uns aus den schmalen Augenschlitzen unablässig mustern. Sie haben alles unter Kontrolle.

Nach einigen Stunden, im Halbdunkel, löst sich die gehaltene Stimmung in nervöse Geschäftigkeit, die sich bald als Teestunde zu erkennen gibt. Der Mauretanische Champagner, wie ihn stolz die Berber nennen, ist ein mit mindestens fünfhundert Gramm Zucker angereicherter viertel Liter Flüssigkeit, ich nehme an Wasser, in dem ein Minzblättchen schwimmt. Der kochend gelbe Sud wird schwungvoll von einem Teeglas ins andere gekippt, bis das ganze schaumig geschlagen, herumgereicht und genussvoll mit kleinem abgespreiztem Finger gekippt wird.

Unser Haar ist ohne die traditionelle Kopfbedeckung, steif vom Sandstaub; tonlos verknotete Mikadostäbchen mit Fingern nicht zu glätten. Der Rücken federt schmerzlich gegen die Eisenplanken. Sitzen wird von Stunde zu Stunde mehr zur Qual. Die Schläge werden härter, Eisen auf Eisen, in unerbittlicher Rhythmuslosigkeit. Fahl und verwegen mustern uns dreissig Augenpaare. Wir sind angekommen am Ende der Welt, von er man uns erzählt, dass das nur der Anfang sei. Hinter der mehlweissen Luft beginnt Schwarzafrika. Was machen die hier? Wo kommen die her? Aber keiner sagt was, fragt was. Jeder ist zu sehr mit sich selbst beschäftigt und wohl damit, die Energieen aufrecht zu halten, an denen Wind und Wüste unerbittlich zehren.

Am Ende des Waggons schaukelt eine Kerze in einer Plastikflasche unter der Decke, bis niemand sie mehr austauscht, upside down. Der Sternenhimmel fällt in den Sand. Alles schläft, nur wir nicht. Die Lautstärke des sich vorwärts schiebenden Zuges hat die zulässigen Dezibel meines Kopfes bei weitem überschritten. Mein Hirn eine einzige tumbe Masse Substanz. Mit den Knieen einen automatischen Schockabsorber für die Kamera simulierend, die in einer grossen Plastiktüte ihr erstes Trauma überstehen muss, wippe ich mit den Fussgelenken dem holprigen Rhythmus des Waggons entgegen. Wir haben noch die halbe Wegstrecke vor uns, insgesamt fünfhundert unvergessliche Kilometer. Irgendwann stoppt der Zug. Ich lehne aus dem Fenster. Die aufblitzenden Lichter des entgegenkommenden Zuges lassen die Betenden im Sand aufspringen. Tanz mit dem Wind, dem Sand, den Tüchern, alles schemenhaft verstaubt. Mit der Geschäftigkeit des Betens kehrt Stille ein. Für Momente ist mein Geist hellwach, der Geruch nach Zigaretten und Kautabak, aufgepeitscht vom eindringenden Wind, schlägt uns ins Gesicht, bis erneut das Holpern des Zuges jegliche Gedanken lahm legt. Der Waggon sinkt in tiefen Schlaf.

Irgendwann ist endlich. Ein Mann weckt die Schlafenden und ruft *Choum, Choum*. Grosse Erleichterung, man rüstet zum Aufbruch. Wir sind da, angekommen in einem Nichts, bestehend aus Dunkelheit und verwehten Gestalten. Die Füsse fassen festen Boden, die Gedanken einen ersten Halt an den blinkenden Jeeps; ob die auf uns warten, uns abholen wollen? Tatsächlich springen schwarze Männer aus den Türen und bieten Taxi- und Guidedienste an nach *Atar*, 3000 Oguya pro Person. Die zweistündige Fahrt, kaum angetreten, endet nach ein paar hundert Metern. Wir werden aufgefordert, umzusteigen in einen Sammeljeep, von dem ich glaubte, dass dies bereits einer sei --, der keineswegs grösser ist. Wir sitzen zu elf Personen zusammengepfercht und absolut unbeweglich, als noch zwei weitere Personen zusteigen sollen. Das ist zuviel. Phil explodiert. Für die Kamera ist das unmöglich, wir brauchen extra Platz. Wir wollen den Sitz bezahlen, was in einem heftigen Disput ausartet. Bevor die Situation eskaliert, ziehen wir uns aus der Affäre zurück. Wir verbringen die Nacht ausserhalb des Dorfes in der Wüste, unter freiem Himmel.

Es ist kalt, wir haben uns zusammengerollt auf einer losen Decke unter der Milchstrasse. Die wenigen Stunden Schlaf bis zum Morgengrauen sind nicht genug, um das Schütteltrauma aus den Knochen zu schlafen. Der Morgen ist weisslich. Wir erwachen in einem mit Dosen, Müll und vertrockneten Schlachtabfällen übersäten Feld am Rand des Dorfes, das uns den Rücken kehrt, und werden, wie könnte es anders sein, bereits von Ferne auf unserer nächtlichen Decke bestaunt wie ein fehlgealandetes Ufo auf einem fliegenden Teppich. Gleichermassen trostlos blicken wir mit unseren sandgestrahlten Augen zurück auf das Dorf, das sich allmählich aus der Dämmerung schält wie jene Frau, die plötzlich gegen den Wind gelehnt in wehenden Tüchern wortlos vor uns steht, und die ich später wieder erkenne als die Tochter unserer Wirtin.

Und sie kam nicht allein. Im Schutz ihrer wehenden orangefarbenen Toga lügen fünf schwarze Augenpaare neugierig auf uns Neuankömmlinge. Allmählich werden ihre Gesten und Lautmalereien bestimmter und zutraulicher, tänzeln einen „Dingdäng-Song“ als perfekt gelispelten Kanon in den Sand, in den ich ermunternd einstimme, und der abrupt abbricht. Ein Kind hebt einen Mandarinenschalenkringel weit über seinen Kopf hinaus direkt unter meine Nase. Die Frucht dieses seltenen Fundes hatten wir wenige Minuten zuvor gefrühstückt. Das Kind gibt uns mit ernster Miene und eindeutig zu erkennen, dass es gerne eine Mandarine hätte. Mit dem Ausdruck grossen Bedauerns ziehe ich einen verklemmten Apfel aus der Kameratasche hervor, der sofort Objekt weitaufgerissenen Staunens wird. Das Kind scheint die Grösse des Apfels mit dem eigenen Mund messen zu wollen. Die weissen Zähne blitzen waffengleich in der gleissenden Sonne, aber es beisst nicht hinein. Es scheint den Duft einzutauen, den Baum, die Blüten, die es noch nie gesehen hat. Der Apfel macht die Runde, dient wie ein Stein als Wurfgeschoss, bleibt liegen in der Hand, die sich zur Drogung erhob, bis sein Arm mit heftigen Bewegungen sich wie ein Jungvogel aus dem Nest einschwingt in den Dingdäng-Song, den weich wiegend der Wind fortträgt über den schwarzen Kontinent.

Zusammengerollte Ziegenhaut hüpfte über den Saharaboden, die wenigen Büsche in Sturmrichtung gekrümmmt. Am kleinsten Widerstand verfangen sich Plastikfetzen aller Farben und Herkunft. Der Kopf des verkrusteten Kamels, an dem die Krähen ein letztes Stück Leben herauszubrechen suchten, liegt einige Meter entfernt vom Rumpf. Die Wüste nagt unerbittlich an Mensch und Tier.

Die Auskünfte, wann der nächste Zug kommt, könnten heterogener nicht sein, abhängig davon, wer zuletzt die neusten Nachrichten übers Dorfradio empfängt. 18 Uhr, 22 Uhr, 23 Uhr. Will man uns hier behalten, beobachten, um möglichst von Nacht zu Nacht die Courtage zu erhöhen?

Nachdem in dem Polizeiposten, einer Hütte aus Lehm und Plastiktüten am Dorfrand aufgeschlagen, unsere Pässe registriert wurden und man uns nachdrücklich zu verstehen gibt, dass Filmen unerwünscht ist, hat man uns ein Restaurant am anderen Ende des Dorfes empfohlen, das wir dankend ansteuern. Ein Kind hilft uns durch das Dorf navigieren, das aus zwei langgezogenen Gebäudereihen besteht, mit einem grossen freien Platz in der Mitte. Wir fragen erneut nach dem Restaurant, als es bereits einbiegt in den Schoss einer freundlichen alten Frau, die im Eingang eines der Lehmhäuser ausgestreckt liegt, umringt von Kindern und Fliegen. Zwei ihrer Grosskinder sind fiebrig, die Kinder jener Frau, der wir am Morgen vor dem Dorf begegnet sind. Im Dorf und der näheren Umgebung von einhundertzwanzig Kilometern gibt es keinen Arzt. Was dich nicht umbringt, stählt dich, versuche ich positiv zu denken, drücke aber erstautes Bedauern aus. Aus dem einzigen Spielzeug im Raum tönt unablässig der Dingdäng- Song, den ich endlich als „Frère Jacke, Frère Jacke, dormez vous“ erinnere, während das Kind seinen Daumen auf der Repeattaste geparkt zu haben scheint. Derartige Trompetentöne und das hohe Fieber scheinen seine Energieen voodooartig zu bannen, so dass es nicht einmal gepeinigt scheint von den Fliegen, die Gesicht und Hände übersähen, und weiterhin gläsern und tonlos durch uns hindurch starrt. Im hintersten, weit offenen Raum des Lehmhauses liegt der ersehnte Ruheteppich. Nachdem der erhoffte Ermunterungsschub auf den mauretanischen Tee hin ausbleibt, strecken wir uns einige Stunden ungestört aus, aber anstelle von erquickendem Schlaf starre ich auf die aus Stücken ausgerissener Eisenbahnschienen und Reissäcken gezimmerte Decke. Die Stabilität, die diese ausstrahlt, beschwört zwangsläufig alle Sciroccos am Horizont meines Kopfes herauf, die sich ein gebeuteltes Hirn in dieser gottverlassenen Gegend ausmalen kann.

Die Nacht ist eingebrochen. Da wir unsere Wirtin für Ruheraum und Tee bereits entlohnt haben und auch sonst in einer nicht gerade kontaktfreudigen Stimmung sind, verlassen wir das Haus durch die Hintertür, und stehen in wenigen Metern vor dem Zug, der soeben eintrifft; aber es scheint bereits zu spät. Wir rennen den Zug entlang, der sich rechts wie links im dunklen Horizont verliert. Ganz klar: keine Chance. Ein Mann mit fuchtelnden Handbewegungen gestikuliert mich zwei Meter auf die steilen Waggonstufen hinauf. „no“ rufe ich entschieden, und steige trotzdem weiter. Über den Waggonrand hinaus türmt sich die Eissenschlacke rechts und links wie eine schwarze Gebetskette. „nein“ brülle ich hinunter, „das ist die leibhaftige Hölle“. Der Zug setzt sich langsam in Bewegung, der das ganze binnen Minuten in ein sicheres Inferno verwandelt, und springe ab.

Wir kehren zurück zu unserer Wirtin, die bereits sich an gleicher Stelle, wie sie uns Tee zubereitet, zur Nachtruhe ausgestreckt hatte, und erfreut und verwundert über das Glück unserer Rückkehr mit ihrem Mann den Preis für die Nacht aushandelt. 3000 Oguya gibt uns ihr Mann zu verstehen. Wir akzeptieren kommentarlos, erkennen im Dunkel, dass ihm eine Landmine eine Hand und einen Fuss weggesprengt hatte, und schleichen zurück in unsere Lehmkammer.

Am nächsten Tag flüchten wir in die Wüste, um unser Frühstück, etwas Brot und eine Gurke, ohne von Fliegen und Kindern umringt zu sein, einzunehmen. Ab drei Uhr nachmittags, um die seltene Gelegenheit nicht zu verpassen, warten wir auf den Zug. Endlich, nach Sonnenuntergang, langsam grösser werdendes Licht am Horizont. Nach weiteren vierzig Minuten des Wartens in schneidiger Kälte der eingebrochenen Nacht besteigen wir den letzten Waggon, und diesmal ein anderes Abteil. Wir reisen im Dunkeln, mit hie und da aufflackernden Feuerzeugen und Taschenlampen, die für kurze

Augenblicke unsere Gegenüber identifizieren, drei Frauen und ein Mann. Das Baby auf der Bank gegenüber schaukelt mit Handybeleuchtung in grünlicherne Träume, aus denen es jäh geweckt wird: „mange, mange!“, tönt die unmissverständliche Aufforderung auf hartem Französisch und setzt Spotlight auf eine Schüssel gekochter Kartoffeln, die am Boden des Abteils hin und her geschoben wird, und die ich vage erinnere, in der Stationshütte habe Stunden vor sich hin gaaren gesehen.

Gegessen wird mit den Händen, ein Ritus, den ich schon aus Gründen des Kamerahandlings verweigern muss; umso mehr werde ich abermals aufgefordert, mit samt dem gereichten Weissbrot und fünf Fingern in den Reigen des Matschens und Katschens einzustimmen, und die Kartoffeln zu erschaufeln, die in einer undefinierbaren aber wohlschmeckenden Brühe schwimmen. Wir bedanken uns für die überraschende Gastfreundschaft und holen unser restliches Brot hervor, reichen Stücke herum, die unser Nachbar unter dem Schein der Taschenlampe und zu Füssen aller eingehend mustert. Wie die Hände gesäubert werden, bleibt in der Dunkelheit, wie so manches ein Rätsel; aber die Frage erstickt im aufgeregten Gerede der Frauen, die sich in ungeheurer Zungenwendigkeit üben, deren konsonant geschwängerter Singsang wie ein aufgeregter Schwarm junger Stare, die in süsse Obstbäume einfällt, in der Luft steht, aufkreischend und wieder zusammensackend, und sich auch noch diagonal übers Eck mit der auf dem Boden im Gang niedergelassenen Frau verständigen, die ich mittlerweile als unsere Kartoffelköchin identifiziert habe, und die vor sich hin fluchend die drei Frauen unseres Abteils gleichzeitig in Atem hält.

Es dauert nicht lang und mir wird schlecht. Der Saharaschnupfen, den ich mir in dem eisigen Wind eingehandelt habe, macht mir noch nicht klar, welchen Ausgang diese Übelkeit nehmen wird. In jedem Fall suche ich umgehend die Toilette im Waggon auf, davor bereits einige Männer stehen und mir „femme, femme“ entgegenrufen. Ich verstehe, glaube darin ein „Besetzt-zeichen“ zu verstehen, und versuche klar zu machen, dass ich eigentlich aussteigen will, um dem entsetzlichen Gestank zu entkommen, da der Zug gerade anhielt. Aber das stösst wenig auf Verständnis. Um frische Luft zu erheischen und für das Schlimmste gerüstet zu sein, lehne ich zum offenen Waggonfenster hinaus. Die Männer sind plötzlich verschwunden, der Weg zur Toilette frei. Ich weiss nicht mehr, wovon einem mehr schlecht werden könnte, von der eigenen Ursache der Übelkeit, oder vom Gestank nach Urin im Flur. Als ich die schwimmende Toilette betrete, absolut gepeinigt, wo den Fuss hinzusetzen, ist meiner Übelkeit abgeholfen. Ich bin geheilt, und begebe mich nach einer kleinen notmässigen und unendlich umständlichen Erleichterung an meinen Platz im Abteil zurück.

Auf dem Boden ausgestreckt liegt die Mutter der Tochter des Babys schlafend, wie auch, ausser meinem Mann, das übrige Abteil in tiefen Schlaf gesunken ist. Ihrem leisen regelmässigen Röcheln entnehme ich die hohe Kunst der Unbeirrbarkeit, die sich in den Rhythmus des eisernen Holperns eingebettet hat wie ins rauhe Leben, welches sie dorthin geboren hat. Wir erproben eine weitere ambulante Schlafstellung, jedoch ohne Erfolg; unser durchgeschüttelten Gehirne flehen vergeblich um Ruhe. Das Delirium wird zum Trauma. Der Morgen graut sich in den Sand. Das grosse Glück des nahenden Tages steht bevor, der eine Ankunft verheisst, Schlaf und eine heisse Dusche.

Vor dem Ausstieg finden wir unsere Brotstücke auf dem Boden, schwimmend in Urin. Für so manches, wie auch dieses, kommt die Erklärung später. In der Unwissenheit, dass das Brot selbst gebacken ist, und also der Annahme, es sei marokkanisches Brot, bleibt eine latente Kriegserklärung zu lesen: Brot und Feindschaft, ein ungleiches Geschwisterpaar, das sich neidet und meidet wie Kain und Abel.

Am Mittag angekommen, geniessen wir wieder das erste Frühstück in den eigenen vier Wänden unseres Campers. Todmüde und erschöpft bewegt sich das Hirn langsam an seinen angestammten Platz zurück. Schwarztee hilft, an die fast vergessenen Freuden der Zivilisation zu erinnern. Wir sind durchgeschüttelt, unterkühlt. Kopf und Augen brennen; aus der Nase rinnt der Saharaschnupfen, in den Ohren tobt das fahrende Inferno nach. Vor unseren Augen türmen die Dattelscheiche so allerlei

Geschäfte auf dem Campus; dicke Packen von Ouguya, die schier nie versiegende Quelle mauretanischer Währung unter indigoblauen Kaftans, verwandeln jede Mercedeshaube in einen Bankschalter, wo immer sich die Gelegenheit bietet.